



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Seiler, Friedrich: Eine Inselreise durch das griechische Meer : 3. Von Paros
bis Thera

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

sich dies der Deutschnationalismus in Österreich vorstellt. Die weitere Entwicklung in dieser Richtung kann unter Umständen sehr rasch erfolgen und wird ebenso sehr von den leitenden Persönlichkeiten in Österreich, wie von dem weiteren Fortschreiten der großpolnischen Agitation und der sozialen Verschiebung in Galizien bestimmt werden. Es wird dann einen Neubau an dem alten Stammhaus Österreich geben, das dadurch gar nicht weiter erschüttert zu werden braucht, woran sich aber die Deutschen in Österreich, falls sie bis dahin das politische Fadenkreuz am doktrinären Spinnrocken aufgegeben haben, nach ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung für Österreich beteiligen könnten. Sie könnten dann auch wieder die Aufgabe übernehmen, deutsche Kultur in den Osten zu tragen.

Albin Geyer



Eine Inselreise durch das griechische Meer

Von Friedrich Seiler

3. Von Paros bis Thera



in starker Wind wehte und trieb hohe, schaumgekrönte Wellen vor sich her, aber die soeben aufgegangne Sonne schien unverhüllt, als wir auf der Reede von Paros vor Anker gingen. Weiß lagen die Häuser der Stadt vor uns, und die Anhöhen nach dem Innern zu waren bedeckt mit weißen Windmühlen und weißen Kapellen, deren Zahl auch auf Paros, obgleich die Stadt außerdem ein Zentralheiligtum hat, übermäßig groß ist. Wir landeten und begaben uns durch die uns nun schon nicht mehr neuen, engen, gewundenen Gassen zu den Resten eines alten fränkischen Schlosses, dessen Mauern samt einem sechseckigen Turm zum großen Teil aus antiken Baugliedern aufgerichtet sind. Eigentümlich nahmen sich die runden Säulendurchschnitte aus, die sich schichtweise über den schweren Quaderreihen hingen und eine Abwechslung zwischen viereckigen und runden Teilen hervorbrachten, wie ich sie noch an keinem andern Bauwerk wahrgenommen habe.

Dann gingen wir zu der in der Nähe liegenden alten Akropolis und erinnerten uns dabei, daß wir auf dem Boden der Stadt wandelten, gegen die Miltiades nach seinem Siege bei Marathon den unglücklichen Heereszug unternahm, der ihm sein Ansehen und seine Freiheit raubte. Die alte Akropole von Paros besteht aus einem niedrigen aber ziemlich steilen Hügel. Ein Stück von dem berühmten marmor Parium, das man an seinem Fuße auf dem Felse fand, gab die Veranlassung, daß das deutsche archäologische Institut im Jahre 1899 diesen Burghügel bis auf den lebendigen Fels untersuchte. Einen Teil von ihm nimmt jetzt eine Kirche ein, und unter und neben dieser fand man die Fundamente eines Tempels aus dem sechsten Jahrhundert und viele einfarbige und geometrisch verzierte Vasenscherben. Tempel und Kirche liegen jetzt hart über dem brausenden Meer, dessen Wellen den Felsen allmählich unterwaschen

haben, sodaß große Blöcke hinuntergestürzt sind. Auch heute schäumte bei dem starken Winde eine heftige Brandung gegen die zerklüftete Felswand.

Viel zu sehen war sonst auf der Akropolis nicht. Wir zogen deshalb bald durch die Stadt hinaus nach der andern Seite zu dem großen Klosterheiligtum. Da gerade das Fest des hagios Georgios gefeiert wurde, so waren die engen Gassen mit Menschen geradezu vollgestopft, die uns neugierig und ehrerbietig ansahen und in großen Massen zur Kirche geleiteten. Diese führt den seltsamen Namen „Hekatonpyliani,“ als hätte sie hundert Tore (man vermutet eine Entstellung aus „Katapoliiani“). Sie ist ein sehr ansehnliches Gebäude, an dem man die Bauart der byzantinischen Kirchen gut studieren kann.

Jedes griechische Gotteshaus hat vor dem Altar eine das Volk von den Priestern trennende Wand, die den Namen „Ikonostas“ führt. Die orthodoxe Kirche verwirft jede Art plastischer Darstellung als keizerischen Greuel, liebt aber gemalte oder aus Steinmosaik zusammengesetzte Bilder, die in reichern Kirchen sogar mit Edelsteinen geschmückt sind. Solche Bilder sind immer in reicher Fülle auf dem Ikonostas angebracht, das davon seinen Namen trägt. Oft ist es auch durch kleine Säulen in Abteilungen zerlegt und hat in der Regel drei Türen, eine größere in der Mitte und zwei kleinere an den Seiten. So ähnelt das Ikonostas ganz auffallend dem altgriechischen Proszenium, der Wand, die vor das eigentliche Bühnengebäude gezogen wurde und den Hintergrund der Aufführungen abgab. Und in der Tat ist der griechische Gottesdienst nichts anderes als die Aufführung eines geistlichen Schauspiels, das sich hinter dieser Schranke, die niemand aus dem Volke überschreiten darf, abspielt. Durch die mittlere Tür, die den Namen der „schönen Pforte“ (oraea pyli) führt, darf nur der Priester gehn, die beiden Seitentüren sind für die Diakonen bestimmt. Das Volk sieht also von der heiligen Handlung so gut wie nichts. Nur bei der Wandlung wird die „schöne Pforte“ geöffnet, sodaß dann die Gemeinde sehen kann, was im eigentlichen Heiligtum vorgeht. Ab und zu öffnet sich auch eine der Seitentüren, und eine Prozession von Geistlichen und Diakonen zieht heraus, oder ein Pope tritt auf die Schwelle der Mitteltür, um dem Volke irgendwelche frohe Botschaft zu verkündigen. Als Ersatz für das Wesentliche dienen der Gemeinde die endlosen Kanones und Litaneien, die im Hauptraume selbst gesungen werden. Vor dem Ikonostas nämlich stehn sich auf etwas erhöhten Plätzen zwei Lesepulte gegenüber, von denen aus zwei Lektoren oder Kantoren, jeder unterstützt von einer Anzahl junger Sänger, mit näselnden Stimmen einen Wechselgesang vollführen, der bei hohen Festen stundenlang währt und auf solche, die ihn nicht verstehen, geradezu steinerweichend wirkt, während das griechische Publikum ihm mit der größten Geduld folgt, wobei jeder eine brennende Wachskerze in der Hand hält.

In der Kirche Hekatonpyliani fanden wir antike Bauglieder und am Altar einen schönen ionischen Eierstab. Unter dem Altar entspringt eine Heilquelle, und dahinter in der Apfisis gibt es noch eine Art Theater für die Kommunikanten, steinerne Rundbänke und obenan den Bischofsitz. Auf dem Fußboden war an verschiedenen Stellen sehr zierlich und fein der byzantinische Doppeladler eingemeißelt. Neben der Kirche liegt das alte Kloster, das jetzt

aber, wie es scheint, keine Mönche mehr beherbergt. An dem Kreuzgange sahen wir die Reste der alten byzantinischen Grabanlagen, schöne marmorne Monumente, auf denen ehemals die Sarkophage gestanden hatten; auf ihnen waren dann noch Dächer mit Aufsätzen, und auf diesen wieder Büsten oder Gruppen. In der Nähe lag auch das kleine Museum für die am Ort gemachten Funde. In diesem interessierte uns besonders das oben erwähnte Stück des sogenannten parischen Marmors, das erst drei Jahre vorher entdeckt und in der Fachliteratur beschrieben worden war. Es steckt ein Stück Geschichte der Diadochenzeit darin. Das Hauptstück dieses geschichtlichen Denkmals, das jetzt in London aufbewahrt wird, ist in Smyrna aufgefunden, aber sofort als aus Paros stammend erkannt worden. Schon die Marmorart wies auf den Ursprungsort hin.

Diesem berühmten parischen Marmor wollten nun die Unternehmenden einen Besuch abstatten, während die Mehrzahl einen Spaziergang in der Ebene zu irgendeinem Bau aus dem Altertum vorzog. Ich schloß mich der Gebirgsexpedition an, weil sie mir das interessantere Ziel zu haben schien, und ich sollte mich nicht getäuscht haben. Professor Philippsohn übernahm als Geograph von Fach die Leitung und Erklärung. Es wurde also in die Stadt nach Reittieren gesandt, und diese kamen dann auch recht gemächlich angetrottet. Da es an Maultieren gebrach, so mußte ich dieses mal mit einem alten Esel vorlieb nehmen, der noch dazu lahmt; es war eine traurige Rosinante, auf der ich die Zielscheibe des Wizes der jüngern Damen werden mußte. Zwischen Gärten und Weinbergen ging es auf schmalen, steinigten Wegen aufwärts, bis wir auf eine öde Hochfläche kamen, wo Steinhäufen und Schutthalden einen frühern bergmännischen Betrieb bezeugten. Auch gab es hier noch verfallne Förderhäuschen, Geräthschuppen und mancherlei verrostendes Eisengerät, denn es war erst wenig Jahre her, daß eine griechische Gesellschaft den Versuch gemacht hatte, die antiken Marmorbrüche wieder zu eröffnen. Bald waren ihr jedoch die Mittel ausgegangen, und der Betrieb war wieder eingestellt worden, noch ehe er recht begonnen hatte. Das ist ja das Elend in Agrarstaaten, wie Griechenland einer ist. Es fehlt zu allen großen Unternehmungen an dem nötigen Kapital, und wenn die Leute etwas beginnen, so haben sie nicht das Geld, das Angefangne auszuführen. Da müssen dann andre zahlungsfähigere Völker einspringen. Auch diese alten Brüche warten nur auf den belebenden goldnen Regen, und sofort werden sie wieder reichen Ertrag liefern. Eine englische Gesellschaft, hieß es, wolle sich der Sache annehmen. Welcher Sache auf dem weiten Erdenrund nähmen sich die Engländer auch nicht an!

Nachdem wir abgestiegen waren, trug uns Herr Philippsohn das Wissenswerteste über die geologischen Verhältnisse des Marmors vor. Die Kykladen bestehn aus zwei Gruppen von Urgestein, aus Gneis und aus Glimmerschiefer. In beiden Gruppen kommen Marmorlager vor, oft Hunderte von Metern weit. Die Marmorarten, die sich im Gneis finden, sind älter, klarer und schöner, die im Glimmerschiefer jünger, trüber und weniger schön. Die Ruppen der Berge bestehn ebenfalls aus Marmor, daher stammen die langweiligen, sanften

Formen, nichts Kühnes, wildes, heroisches. Den heroischen Charakter hat der Marmor nicht von Natur; er erhält ihn erst, wenn er von Künstlerhand bearbeitet wird. Die beste Marmorart heißt „Pychnites,“ weil sie bei Lampenlicht gebrochen wurde. Sie besteht nur aus einer winzig kleinen, zwei bis drei Meter dicken Schicht inmitten der großen Marmorasse.

Nachdem wir so belehrt worden waren, stiegen wir in den schwarzen Schlund hinab, jeder mit einer langen, dünnen, ursprünglich für gottesdienstliche Zwecke bestimmten Wachskerze in der Hand. Es ging ziemlich steil hinunter. Bald schien das Tageslicht des Eingangs, wenn wir uns umschauten, nur noch wie ein Teller groß. Die Wände waren durch die griechische Gesellschaft wieder instandgesetzt. Schienen waren auf der schrägen Bahn befestigt, und umgestürzte eiserne Förderwagen lagen umher. Dies hörte auf, als wir auf dem Grunde des Schachtes ankamen, wo wir nun in wagerechter Richtung bei dürftigem Kerzenschimmer vorsichtig weitertappten. Denn wir gingen auf einer nach links geneigten Fläche, die naß, schlüpfrig und sehr uneben war und in einem beim Kerzenlicht schwarzfunkelnden Gewässer endigte, in das hineinzurutschen nicht eben geraten schien. Hier war nun alles antik, und nichts aufgeräumt oder modernisiert. Wir beleuchteten mit unsern Heiligenkerzen die Wände, an denen vor achtzehn Jahrhunderten etwa der letzte Hammerschlag geschehn sein mochte. Eine schöne braune Patina überzog den edeln Stein nach außen und in den Fugen, wo er der Luft und der Feuchtigkeit ausgesetzt war; schlug man aber ein Stückchen ab, so waren die Flächen klar und weiß wie Zucker. Von dem am Boden massenhaft umherliegenden Gestein suchte sich jeder ein Andenken aus, und selbstverständlich sollte das ein Pychnitesstück erster Güte sein. Herr Philippsohn wurde deshalb mit Fragen förmlich bestürmt, und mancher steckte sich beide Taschen voll Marmor, mußte aber, nachdem er die Last mühsam hinaufgetragen hatte, das meiste wieder wegwerfen.

Der Aufstieg ging durch einen andern Stollen, war aber ebenso steil und langwierig wie die Einfahrt. Das lockere Gestein rutschte einem immer unter den Füßen weg, und man bekam nur schwer einen festen Stand. Ich bewunderte die drei jungen Damen, die diese Marmorexpedition mitmachten, denn ein Vergnügen war diese unterirdische Kletterei nicht für sie, auch kein Vorteil für ihre Kleider, freilich wurden ihnen alle Mühen durch freudiges Hochgefühl aufgewogen. Eine von ihnen, die Tochter eines angesehenen österreichischen Gelehrten und Akademikers, hatte, als wir glücklich wieder das rosige Licht begrüßten, einen nicht eben kleinen, kugelförmigen, ganz braun patinierten Block in den Händen. Es war sicher keine Kleinigkeit für die junge Dame gewesen, dieses Stück die ganze Rutschbahn hinaufzuschleppen. Auf meine verwunderte Frage, was sie denn mit dem Stein wolle, erwiderte sie mit einem leichten reizenden Anflug von Wiener Dialekt und liebenswürdiger, schnippischer Schlagfertigkeit:

Den Amorkopf herausheben, der drin sitzt.

Aber, gnädiges Fräulein, können Sie denn bildhauern?

I lerns halt!

Wie ehemals die Ritterfräulein mit dem Falken auf der Faust zur Jagd

ritten, so trug sie reitend den Block in der Faust und verpackte ihn auf dem Schiffe sorglich in ihrem Koffer. Möge der Amor, der darin gesteckt hat, unter ihren Händen glücklich herausgekommen sein und sich ihr immerdar im Leben günstig beweisen!

Nach diesem Tiefbauschacht besahen wir noch die sogenannte Panzgrotte, die auf der andern Seite des kleinen Plateaus liegt. Sie ist ebenfalls ein antiker Marmorbruch, aber mit Tagbaubetrieb. Wir kletterten eine Strecke weit in die Grotte hinein und beobachteten die eigentümliche Erscheinung, daß hier über den aus dem Altertum herrührenden Schuttmassen die Jahrhunderte eine dicke harte Sinterschicht abgelagert haben, die sich durch die von oben herabträufelnde kaltgefättigte Flüssigkeit noch beständig verstärkt. Auch hier konnte man neben dem alten Bruch einen neuen sehen, der aber ebenfalls wieder aufgegeben worden war. Wie viele Tempelsäulen und schönverzierte Kapitäle mögen wohl aus diesen antiken Schachten hervorgegangen sein! Wie viele glänzende Statuen mögen ihren Ursprung den dunkeln Gängen verdankt haben, durch die wir schritten! Und wo sind sie nun? Ein winziger Bruchteil davon ist erhalten geblieben und entzückt noch das Auge des Kenners und des Kunstfreundes, wie z. B. die Kopie der Knidischen Aphrodite, das andre ist zerbrochen, zerkrümelt, zerpulvert.

War mir der Hinauftritt ins Gebirge schon beschwerlich gewesen, so wurde mir der Hinabritt geradezu zur Folterqual. Mein alter Esel lahnte trotz der Versicherung des ihn führenden Jungen, daß er kalós sei, immer stärker, und das wird auf die Dauer für jede rhytmisch angelegte Natur zu einer unerträglichen Pein. Ich nahm auf dem Schiff eine starke Dosis Opium, verzichtete auf das Diner und legte mich auf die harten Planken des Borderdecks nieder, wo mich die hellenische Sonne bald ganz gehörig durchglühte und dann in einen dumpfen Schlaf versenkte. Ich merkte nicht, daß sich das Schiff wieder in Bewegung setzte, und wachte erst auf, als mich „der Aginet,“ Herr Thiersch, sanft rüttelte und fragte, ob ich denn nicht Naxos sehen wolle. Als ich taumelnd in die Höhe fuhr, stand eben die Schiffsmaschine still.

In Naxos sollte wegen des hohen Seegangs nicht gelandet werden, und vergebens ruderte ein Boot aus dem Hafen trotz des Wellenschlags mühsam bis zu uns heran. Es hielt sich eine Weile schwankend an unsrer Seite, dann fuhren die beiden Schiffer traurig und ohne Verdienst wieder zu ihrer Bacchus- und Schmirgelinsel zurück. Denn diese beiden Dinge sind die Hauptmerkwürdigkeiten der Insel. Sie produziert den besten Schleiffschmirgel, den es auf der Welt gibt, und sie ist die Stätte, wo der Weingott auf seinem orgiastischen Zuge aus Indien die von Theseus schnöde verlassene Ariadne in holdem Schlummer antraf, so wie sie uns die vatikanische Statue vorführt. Er hätte in der Tat ein Barbar oder ein Stein sein müssen, wenn er diese liebreizende Schläferin nicht zu seiner Braut gemacht hätte. Um des Glückes willen, das er hier gefunden hat, hat der Weingott dann die Insel reich gesegnet. Sie ist in ihren untern Teilen ungemein fruchtbar an Wein, Öl und Südfrüchten und soll Täler mit einer geradezu tropischen Vegetation aufzuweisen haben. Von diesen Herrlichkeiten bekamen wir nun freilich nichts zu sehen. Uns zeigte die Bacchusinsel dasselbe Gesicht, das allen Rykladen nach der Seeseite zu eigen ist. Die

weißen Häuser einer Stadt steigen vom Strande aus einen oder mehrere Hügel hinan, und dahinter erheben sich kahle graugrüne Berge. Auf Naxos ist die Stadt größer und ansehnlicher, die Berge sind stattlicher und höher als anderswo; ist doch Naxos mit 15000 Einwohnern die bevölkerteste aller Kykladen, der Oria auf Naxos mit 1003 Metern der höchste Berg auf ihnen. Was aber dem Blick auf die Insel vom Meer aus einen ganz eignen, melancholischen Reiz verleiht, ist eine hohe Säule, der einzige Rest eines antiken Tempels, die auf einer wogenumbrandeten Klippe vor dem Hafen einsam zu trauern und an die vergangenen Zeiten zu denken scheint, wo sie mit vielen Schwestern heiterer Feste Zeugin war. Es ist wunderbar, was so ein einziges überlebendes Denkmal einer großen Vergangenheit einem Landschaftsbilde für einen Zauber zu verleihen vermag.

Eine Stunde lang etwa durften wir uns des Anblicks der Naxosstadt erfreuen, dann wurde es Zeit, für die Nacht einen schützenden Hafen aufzusuchen. Einen solchen sollte uns Ios bieten. Doch hatte die nach mäßiger Fahrt vor uns liegende Insel scheinbar gar keinen Hafen. Nur ein weißes Kirchlein lag vor uns auf schroffem Felshang. Aber als wir um diesen herumfuhren, sahen wir mit einemmal eine geräumige Bucht mit völlig ruhiger See vor uns, in die wir alsbald freudig hineindampften. Hinter uns schien sich die schmale Öffnung wieder zu schließen, sodaß wir in einem völlig geschlossenen Becken zu sein glaubten. Rechts am Strande bemerkten wir nur einige Häuser, die eigentliche Stadt lag oben auf dem Berge. Hier wurde im Altertum das Grab Homers gezeigt. Aber man kann nicht annehmen, daß es echt war; auch ist Homer nicht tot, denn er lebt noch heute.

Einige von uns schickten sich an, noch in aller Eile, ehe das letzte Tageslicht verblich, der Stadt einen kurzen Besuch abzustatten. Unter Philippsohns Führung, der überall auf den Inseln und an den Küsten des griechischen Meeres Bescheid weiß, weil er überall das Land geographisch studiert hat, stiegen wir so schnell wie möglich den wohlgepflasterten Reitweg hinauf. Krügetragende Mädchen begegneten uns und grüßten die Fremden mit einem freundlichen kalispera (guten Abend). Wir wollten gemeinsam ein Naphenion auffuchen, aber schon an den ersten Häusern der Stadt traf Philippsohn auf ein paar Gastfreunde von früher her, denn ihm wohnen auf allen Inseln solche. Diese nahmen ihn sofort in Beschlag und entführten ihn uns unter lauten Freudenbezeugungen. Wir wanden uns also allein bis zur Platia hinauf und begaben uns in das der beiden Naphenia, das uns als das kallitero (schönste) bezeichnet wurde. Es war natürlich sofort bis zum letzten Platz mit Menschen gefüllt, die die europäischen Gäste sehen wollten, und es begann nun der landesübliche Austausch von Höflichkeiten und das gegenseitige Zutrinken süßen Weins. Wenn man dort auf den Inseln einen Krassi (Glas Wein) fordert, so bekommt man in einem normalen Wasserglase nur eine drei bis vier Zentimeter hohe Flüssigkeit und dazu ein andres Glas voll Wasser. Der Wein ist nämlich dort echt und sehr feurig und wird deshalb nur gemischt getrunken. Uns genügte das nicht recht, und die Ioten mochten wohl erstaunen über die Zahl der von den Nordländern genossenen Krassis. Verständige mahnten dann doch

zum Aufbruch, damit die Bootsleute unten nicht so lange zu warten brauchten, und unter zahlreicher Begleitung stiegen wir wieder den nächtlich dunkeln Steinspfad zum Meere hinab. In der ganzen weiten Bucht war unser Schiff das einzige. Im Winter dagegen sollen in dem sichern Hafen jederzeit viele Segelschiffe vor Anker liegen. Auch ist Ios der Zentralpunkt der Inseltelefone, denn diese „Erfindung des Teufels“ — wofür vielangeklingelte Geschäftsleute sie halten — stört mit ihrem nervenaufregenden Lärm auch schon den idyllischen Frieden dieser weltentlegnen Eilande. Übrigens sind die Zustände auf Ios auch in sozialer Beziehung keineswegs idyllisch. Die ganze Insel gehört zwei oder drei Grundherren; die übrigen Bewohner werden in milder Sklaverei gehalten.

Das Unwohlsein, das mich heimsuchte, hatte seinen Grund in den Zuständen auf unserm Schiffe, die, nachdem der künstliche, ihnen von der Hauptstadt her noch anhaftende Firnis verschwunden war, von Tag zu Tag mehr ihre eigentliche Natur in klassischer Reinheit oder vielmehr Unreinlichkeit entwickelten. Anfangs war die Verpflegung leidlich, vielleicht auch wegen ihrer Neuheit erträglich gewesen. Allmählich wurde sie so, daß man sich mit Unbehagen zu Tisch setzte und nur halbgesättigt wieder aufstand. Der ewige Hammelfettgeschmack wurde auf die Dauer unleidlich. Ein gutes, weiches, ausgiebiges Stück Fleisch gab es auf der ganzen Reise nicht. Wenn zum Beispiel einmal Geflügel auf den Tisch kam, so war es immer in ganz kleine Teile zerlegt und ganz knapp auf die Einzelnen bemessen. Nur die leidigen Hackfleischgerichte, die in der griechischen Küche überhaupt eine große Rolle spielen, kamen in reichlicher Menge und in allen möglichen Formen mit und ohne Blätterteig auf den Tisch. Ihr Geruch und Geschmack waren so, daß die zweifelnde Frage: „Was mag wohl alles in der Pastete stecken?“ auf aller Lippen schwebte. Hätte es nicht immer Apfelsinen gegeben und zum Frühstück frische Eier, man wäre ganz von Kräften gekommen.

Ebenso traurig stand es mit dem Wein. Der Weißwein war reginiert (mit Bienenharz versetzt), und der Rotwein hatte einen so niederträchtigen, muffig-weichlichen Geschmack, daß er fast noch ungenießbarer war. Die Absicht der Schiffswirtschaft war offenbar die, daß wir uns von dem guten „Salonwein“, den es zu kaufen gab, bestellten. Der Tischwein wurde deshalb von Tag zu Tag schlechter, ja es wurde beobachtet, wie vor dem Essen die halbgefüllten Karaffen unter die Pumpe gehalten wurden. Wir suchten durch einen starken Beisatz von Zitronensaft dem miserablen Getränk einen kräftigern Geschmack zu verleihen, sodaß bei Tisch dem allgemeinen Verlangen nach limonades kaum genügt werden konnte, oder wir tranken den von Hermupolis mitgebrachten Wein, der nur leider nicht lange vorhielt. Bei solcher Verpflegung war es kein Wunder, daß allerhand Verdauungsstörungen auftraten. Das war aber um so peinlicher, weil die Abortverhältnisse auf dem Schiffe für nordisch-zivilisierte Begriffe durchaus unzureichend waren. Es gehörte eine gewaltsame Zurückversetzung in die antike Naivität hinzu, das alles mit gutem Humor zu ertragen oder zu übersehen.

Die Schlafgelasse der ersten Klasse, in der die ältern Herren und sämtliche

Damen untergebracht waren, waren an sich nicht schlecht, aber natürlich sehr eng. Es hat immer seine Unbequemlichkeiten, zu dreien oder zu vierten in einer Schiffskabine zu logieren, und gar manchesmal habe ich den unter mir hängenden Professor Sieglin beim Aufstehn unsanft getreten.

Besondere Schwierigkeiten machte es einem, die Sachen gehörig zu verstauen, und seinem Koffer etwas zu entnehmen, war mit so vielen Umständen verknüpft, daß einer meiner Kabinengenossen, wie er selbst offen eingestand, es vorzog, sich die jedesmal nötigen Utensilien, wenn irgend möglich, zu leihen, anstatt selbst den Koffer zu öffnen. In der Nacht litt man unter der entsetzlichen Luft, die sich sofort entwickelte, wenn das ovale Kabinenfenster geschlossen wurde; öffnete man es aber, so traf die kalte Nachtluft den darunter Liegenden sehr empfindlich. Insektenpulver durfte natürlich nicht geschont werden, half jedoch nicht durchgreifend, sodaß der junge Tag gewöhnlich mit Reiben und Sucken eingeweicht wurde.

Am Morgen galt es, möglichst früh auf die Beine zu kommen, bevor die große Masse der Schläfer aufstand. Denn nur dann konnte man einigermaßen rasch und glatt mit der Toilette und dem Frühstück fertig werden. In der Kabine gab es nur ein Waschgefäß, kein Wasser und kein Glas, beides mußte immer erst aus der Küche verlangt werden. Deswegen und wegen der Engigkeit des Raumes konnte sich immer nur einer anziehen; dieser hatte dann die Verpflichtung, für seinen Nachfolger neues Trink- und Waschwasser zu besorgen.

War man mit seiner Toilette glücklich fertig, so verließ man aufatmend den dumpfen, engen Raum, trat in den „Salon“ und setzte sich zum Frühstück nieder. Dies war noch die beste Mahlzeit des Tages. Der Kaffee allerdings, der ja sonst im Orient nicht übel ist, war wegen seiner dicken Sagemassen als Frühstücksgetränk nicht zu brauchen und wurde nur wenig verlangt; der von den meisten vorgezogene Tee wurde, wie es schien, aus Heu bereitet, und die „Butter“ war wohl mehr ein Produkt aus Hammelfett als aus Kuhmilch, dafür aber waren die Eier immer gut und frisch, und der Honig, wirklicher Honig vom Hymettoß oder wenigstens aus Attika, goldklar, sämig und würzig vom Dufte der Bergblumen, nicht ein Absud aus Birnensaft und Zucker, wie der sogenannte „Honig“ in den Schweizer Hotels. Beides, Eier und Honig, wurden denn auch massenhaft konsumiert. Leider ging in der stiefmütterlich behandelten zweiten Klasse, die ihren eignen Frühstückstisch hatte, der Honig sehr bald aus. Als er nun eines schönen Morgens plötzlich fehlte, raffte ein junger, lebenswürdiger, seinen Tafelgenüssen keineswegs abhold der Österreicher sein bestes Griechisch zusammen und fragte den Aufwärter mit möglichst strenger Stimme: *Pu inne to meli?* (Wo ist der Honig?) Der Gefragte zuckte die Achseln und erwiderte gelassen: *Meli tipote!* (Honig, nichts.) Die Miene des Österreichers soll bei dieser Antwort ein höchst komisches Gemisch von Enttäuschung und Entrüstung gezeigt haben, und diese Komik der Situation war wohl der Grund, daß die Frage: *Pu inne to meli?* und die Antwort: *Meli tipote* bei uns zu geflügelten Worten wurden, obwohl sie doch weder witzig noch auch nur merkwürdig oder absonderlich sind. Unzähligemale und bei allen

möglichen und unmöglichen Gelegenheiten wurden sie in ebenso geistreicher Weise wiederholt, wie etwa in Paris vor einigen Jahren das berühmte: *En voulez-vous des homards? ah les sales bêtes, ils ont poiles aux pattes!* Wenn einer seinen Hut nicht finden konnte, wenn einer eine Zitrone haben wollte, wenn einer bei Besichtigungen etwas, wovon die Rede war, nicht gleich sah, immer hieß es: *Pu inne to meli?* und immer ertönte aus mehreren Mündern zugleich die Antwort: *Meli típote!* Das dauerte so lange, bis dieser Scherz an seiner Abgeschmacktheit erstarb.

Da sämtliche Schlafkabinen um den Salon herumlagen, so sah man, während man frühstückte, bald die eine bald die andre Thür sich öffnen und durch möglichst schmale Spalten weißlich schimmernde Arme langen, um Krüge auf den Boden zu setzen, während von innen eine weibliche Stimme *Neró!* (Wasser) rief. Wurden die Krüge dann, oft nach geraumer Zeit, vom Aufwärter gefüllt zurückgebracht, so langten dieselben Arme heraus, um sie in Empfang zu nehmen. Manche Damen jedoch vermieden dieses Hantieren, indem sie möglichst früh aufstanden und mit den ersten Herren zusammen am Frühstückstisch erschienen. Im Salon selbst kampierten übrigens auch drei bis vier Herren, und zwar auf Divans in dem hintern, durch einen Vorhang abgetrennten Teil. Deren Toilette machte sich durch mannigfaltige Plansch-, Prust- und Klappertöne bemerklich. Überhaupt geschah alles, was auf dem Schiffe vorgenommen wurde, für das Gehör einfach öffentlich. Denn die Kabinenwände und Thüren waren so dünn, daß jedes laut gesprochne Wort, jedes stärkere Geräusch in den Nebengelassen und im Salon zu hören war.

Nach dem möglichst rasch beendeten Frühstück eilte man auf Deck, wo sich die Insassen der zweiten Klasse gewöhnlich schon zahlreich eingefunden hatten. Nun kam es darauf an, möglichst bald zum Stiefelwischen zu gelangen. Es war nämlich für die ganze Gesellschaft ein einziger sogenannter *Lustro* (Schuhwischjunge) mitgenommen worden. Vor dem stand man nun in langer Reihe. Natürlich ließen sich die Damen, obgleich sie theoretisch zu proklamieren pflegten, daß sie keinerlei besondere Rücksichten wünschten, dabei gern den ihnen von den Herren eingeräumten Vortritt gefallen, sodaß man unter Umständen recht lange warten konnte, bis man endlich zur Schuhbürste gnädig zugelassen wurde. Dazu kam noch ein anderer Mißstand. Am ersten Tage nämlich hatte jeder selbst das Schuhwischen mit zehn *Lepta* (= fünf Pfennigen) bezahlt, und der Junge hatte deshalb mit einem wahren Feuereifer gearbeitet. Da machte Dörpfeld bekannt, daß niemand dem Jungen etwas geben solle; er werde aus der gemeinsamen Kasse bezahlt. Kaum merkte dieser, daß er nichts mehr extra bekam, so war es mit seinem Diensteifer vorbei. Er wischte nicht nur mit gleichgiltigster Schläfrigkeit, sondern mit ostentativer Nonchalance, erschien jeden Tag später auf Deck, ja er war zuletzt oft gar nicht zu finden, sondern schlief in irgend einer verborgnen Schiffsecke den sichern Schlaf des festbesoldeten Staatsbürgers. Wir gewöhnten uns also allmählich daran, mit ungeputzten Stiefeln herumzulaufen.

Die Unreinlichkeit des Schuhwerks wäre aber noch nicht das Schlimmste gewesen. Wenn es nur bei Tisch und sonst auf dem Schiff ein klein wenig

reinlicher zugegangen wäre! Es herrschte aber in dieser Hinsicht eine wahrhaft orientalische Wirtschaft. Über die Tischtücher und die Servietten mußte man hinwegsehen, wenn man nicht allen Appetit verlieren wollte. Das Auswaschen des Geschirrs geschah von Tag zu Tag nachlässiger, die Aufwärter hatten über diesen Punkt unglaublich naive Ansichten. Als ich den Kellner eines Morgens darauf aufmerksam machte, daß meine Tasse am Rande noch deutlich eingetrocknete Spuren vom Tage vorher zeige, steckte er zwei Finger in den Mund, fuhr damit reinigend um den Rand und war sehr erstaunt, daß ich die Tasse nunmehr erst recht zurückwies. Noch schlimmer erging es einem andern Herrn. Ein gewisser Ort, den man in nördlichen Breiten peinlich sauber zu halten pflegt, hatte sich als augenblicklich unbenutzbar erwiesen, und der Herr forderte den Aufwärter auf, ihn in gebrauchsfähigen Zustand zu versetzen. Da nahm dieser eine Serviette vom Tisch und verschwand damit hinter der kleinen Tür. Der Zeuge dieses durch Einfachheit hervorragenden Verfahrens verzichtete für diesmal auf das Frühstück.

(Schluß folgt)



Die Kunst des Tanzes



Das Tanzen lernt der Alpler, wie das Ringen, das Klettern und das Jodeln, im täglichen Wettbewerb um einen Platz an der Sonne und in der Gunst der Frauen. Der Steirer zum Beispiel lernt es so früh, daß man ihn ohne große Übertreibung einen gebornen Tänzer nennen kann wie den Spanier und den Italiener, und wer auf seinen Zügen durch das Steierland in der nächsten Umgebung der Tanzplätze die kleinen verschoffenen grünen Hütte und ihre verhältnismäßig noch kleinern Träger beobachtet hat, kann bestätigen, daß in den Bergen wenn von nichts anderm, sicher vom Tänzer das Sprichwort gilt: Was ein Hätchen werden will, das krümmt sich beizetten.

Aber auch in der nächsten Umgebung unsrer reichsdeutschen Dorfschenken kann man derartige Progymnasien und deren vorbereitenden Einfluß beobachten. Zu der hieratischen Ruhe des Dorfdrehers, bei dessen korrekter Ausführung Tänzer und Tänzerin einander, Stirn gegen Stirn gelehnt, in traumartigem Sinnenrausch, unter taktmäßigem Fußschlüpfen umkreisen, kommt es freilich bei der versuchenden Jugend nicht. Im Takt gleichmäßig einherzuschleifen gelingt ihnen noch nicht: sie hupfen und hocken, weil sie die richtige Kraft nicht an der rechten Stelle und im rechten Zeitmaße verwenden, aber daß sich später der sechzehn- bis siebzehnjährige Jüngling in die Reihen der bewährten Tänzer mischen kann, ohne das schwerfällige Rad der aufeinanderfolgenden Paare, das sich um den Mittelpunkt des Saales dreht, aus dem Geleise zu bringen, verdankt er seinen dilettantischen Vorstudien unten im Hofe der Schankwirtschaft oder oben am Zugang zur Stiege, wenn es da einen geräumigen, spärlich erleuchteten Vorplatz gibt.

Auch die Mädchen lernen in diesen Kreisen das Tanzen „von alleine,“ nur viel besser als die Jungen, weil ihre Spiele ohnehin meist Reigen sind, und weil sie nicht das Bärenhafte der neuerwachten und deshalb ungeschlachten Leibeskräfte zu überwinden haben, das den jungen Burschen anfangs ungelenk und eckig macht,